

Notker der Deutsche : zu seinem 900. Todestage

Autor(en): **Freitag, Willy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **2 (1922-1923)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-154678>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein einig durchgebildet Volk von Männern,
 Das redlich selbst sich prüft und kennt und dennoch
 In ungetrübter Frische lebt und wirkt,
 Daß seine Arbeit festlich schön gelingt,
 Und ihm das Fest zur schönsten Arbeit wird!“

Für jene aber, deren Herz etwas weniger weit als Kellers „auf der Menschheit froher Linken“ schlägt, denken wir noch an einen andern Spruch. Er steht an einer Brücke bei Bigneu im Schams, wird nur von Fußwanderern beachtet und heißt:

„Jam via patet hostibus et amicis.
 Cavete Rhaeti!
 Simplicitas morum et unio
 Servabunt avitam libertatem.“

Notker der Deutsche.

Zu seinem 900. Todestage.

Von
 Willy Freytag.

Unsere Auffassung und Beurteilung des Mittelalters ist lange beherrscht worden von der revolutionären Theorie der Humanisten, die im mittelalterlichen Geistesleben nur das finstere, gebundene sahen, etwas, das überwunden werden muß, am besten vergessen, um darüber hinweg dem freien wahrhaften Menschentum der Antike die Hand reichen zu können. Zerstörend hat diese Umwertung auf die Stetigkeit unserer geistigen Entwicklung gewirkt. Die alten Lieder, an denen noch Kaiser Maximilian sich erfreute, sind bald nach ihm aus dem Gedenken des deutschen Volkes entschwunden, die lateinische Poesie und Prosa und mit ihr die lateinische Sprache, die ihre mittelalterliche Ungebundenheit mit dem Joch Ciceros vertauscht hatte, ersetzten sie im Herzen der führenden Schichten und machten das Volk, das da nicht folgen konnte, führerlos. Der Gebildete wird sich immer vom Nichtgebildeten unterscheiden, das ist nur natürlich, verhängnisvoll aber, wenn über das hinaus, was das Volk sonst schon auseinanderreißt, die Bildung, die Kultur selbst, zur unübersteiglichen Schranke wird und die verschiedenen Bildungsschichten sich nun fremd und verständnislos gegenüberstehn. Als solche Schranke hat im 16. und 17. Jahrhundert stärker als im Mittelalter und stärker vielleicht im deutschen Volke als in jedem anderen die lateinische Sprache gewirkt. Sie fiel, als im 18. Jahrhundert die junge stürmische Kraft der erwachenden deutschen Dichtung das ganze Volk mit sich fortriß, die lateinische Bildung durch eine deutsche ersetzt wurde. Da war es kein zufälliges Zusammentreffen, daß zu eben jener Zeit, wo alles nach Mannheim zog, um Schillers Worten zu lauschen, Ohr und Sinn sich auch wieder öffneten

für die Herrlichkeit der altdeutschen Dichtungen und der altdeutschen Kunst. Heute stehen wir in einer neuen Phase dieser Neuwertung des mittelalterlichen Geistes. Wie das Herbe und Strenge der alten Malereien sich als ein eigener Reiz zu offenbaren scheint, so öffnet auch die abgelegenste und verachtetste Provinz der mittelalterlichen Geisteswelt, die verrufene Scholastik, uns endlich wieder ihre lang verschlossenen Tore. Auch die mittelalterliche Philosophie oder Wissenschaft ist wirklich Wissenschaft gewesen, nicht bloße Spitzfindigkeit und Haarspalterei, und wie uns die Erkenntnis lange schon selbstverständlich ist, daß die Kunst des 16. Jahrhunderts aus der des Mittelalters organisch hervorgewachsen, so werden wir uns vielleicht bald an den Gedanken gewöhnen müssen, daß auch die Grundbegriffe unserer heutigen Naturwissenschaft, wie sie bei Galilei zuerst an den Tag treten, ihre Wurzeln im Mittelalter haben. Auch was wir heute im engeren Sinne Philosophie nennen, die systematische Geisteswissenschaft, auch für sie wird immer deutlicher, daß der Glaube, sie sei mit Bacon von Verulam oder mit Descartes autochthon entstanden, auf einer Verkennung des geschichtlichen Zusammenhanges beruht. Es wird sich herausstellen, daß die großen Philosophien des 17. Jahrhunderts viel weniger an die Renaissance-Philosophie anknüpfen, als an den Nominalismus des ausgehenden Mittelalters, der lebendig geblieben ist durch die Stürme des 16. Jahrhunderts hindurch, daß die Dinge also fast umgekehrt liegen, als die humanistischen Philosophen sich und uns einreden wollen: in der Entwicklungsreihe der wissenschaftlichen Gedanken ist nicht das Mittelalter eine leere Stelle, die übersprungen werden kann, sondern leer ist für die Philosophie eher das 16. Jahrhundert gewesen, in dem man den Versuch machte, mit den Scholastikern auch Aristoteles zu entronen, ohne etwas anderes, geschweige denn besseres, an seine Stelle setzen zu können, ja ohne nur zu merken, wie sehr man von der Scholastik und Aristoteles abhängig blieb.

Lassen wir also die humanistische Auffassung vom finstern Mittelalter auch in bezug auf die Philosophie und Wissenschaft fallen, seien wir aber auf der Hut, von einem Extrem ins andere zu gehn! Gewisse Richtungen, die das Heil in einer Rückkehr zum mittelalterlichen Denken suchen möchten, kennzeichnen sich dem unbefangenen Auge gewiß von selbst als das, was sie sind, aber der Blick eines jeden mag getrübt werden, wenn ihn eine gewisse Fülle überrascht da, wo Wüste sein sollte.

Die wichtigen Leistungen des mittelalterlichen Denkens gehören der spätern Zeit an, getrennt von den Anfängen durch eine breite Zone der Wiederaufnahme griechischer Philosophie, die zunächst im 12. Jahrhundert durch die Araber vermittelt, dann verhältnismäßig rasch brauchbare Uebersetzungen vor allem des Aristoteles brachte. Wahrscheinlich aber beschränkt sich der arabische Einfluß nicht auf diese Vermittlung. Der Perser Ghazali hat um die Wende des 11. Jahrhunderts skeptische Theorien entwickelt, die auf eine grundsätzliche Trennung von Theologie und Philosophie lossteuern. Diese Theorien haben zweifellos auch im Abendlande gewirkt und den Umschwung, wenn nicht hervorgerufen, so doch befördern helfen. Schon bei Albertus Magnus ist sein Einfluß deutlich zu spüren,

und er steigert sich mit zunehmender Konsequenz bis hin zu den Nominalisten, für die auch der letzte Rest einer philosophischen Ableitung theologischer Sätze verschwunden ist. Das ist eine geschlossene Entwicklung, deren Ergebnisse bestimmend wurden für die ganze neuere Philosophie und Wissenschaft, und diese Entwicklung hat ihre Wurzeln nicht in der heimischen Erde: was vor die Einwirkung der Araber und die Wiederaufnahme der aristotelischen Philosophie fällt, ist von geringer Bedeutung, dies Denken ist wirklich gebunden, und doppelt gebunden, an die Theologie und an die spätlateinische Philosophie, die fast nur in dürftigen Kommentaren besteht.

Notker Labeo, der Großlippige, oder wie er schon bald nach seinem in das Jahr 1022 fallenden Tode genannt wurde, Notker der Deutsche, ist neben dem mehr als ein Jahrhundert vor ihm am Hofe Karls des Kahlen wirkenden Johannes Skottus Eriugena die auffälligste Erscheinung dieser frühmittelalterlichen Philosophie. Eriugena, ein Mann von erstaunlicher Kühnheit, der die heidnischen, nur oberflächlich christianisierten Gedanken des Dionysios Areopagita zu einem System verarbeitet, das ihn mit der Kirche in Konflikt bringt; Notker, eine Natur von kindlicher Frömmigkeit und Bescheidenheit, der noch kühneres wagt, seine Wissenschaft deutsch reden läßt. Eriugena hat fortgewirkt trotz aller Anfeindungen, Notker, verehrt von seinen Schülern, scheint kaum nur auf diese einen Funken seines Geistes übertragen zu haben. Beide aber sind als Philosophen nur Bearbeiter, nicht selbständige Denker gewesen. Die größere Selbständigkeit, die wohl dem Eriugena zukommt, zeigt sich auch bei diesem nur in der Art der Auswahl, die er unter dem überlieferten trifft.

Notker hat sich an das übliche philosophische Material gehalten, Schriften des Boethius, die *Consolatio philosophiae*, Trost in der Philosophie, und die Kommentare zu den Kategorien und den Perihermenien, wie man damals sagte, sowie des Martianus Capella Hochzeit des Merkur mit der Philologie, den bekannten Abriß der sogenannten Sieben freien Künste mit ihrer wunderbar barocken Einkleidung. Er hat diese Schriften übersetzt und mit lateinischen und deutschen Erläuterungen versehen, in denen der sonst noch bei Cassiodor, Isidor von Sevilla und Alkuin, dem angelsächsischen Berater Karls des Großen, vorliegende, im Grunde wenig verschiedene Stoff verarbeitet ist. Er hat, wie er in einem Berichte an den Bischof von Sitten mitteilt, auch Boetisches, die unter Catos Namen gehenden Sprüche, die Bukolika Vergils, die *Andria* des Terenz, und das Buch Hiob übertragen und bearbeitet. Das ist verloren, erhalten dagegen ist die Uebersetzung und Erklärung der Psalmen, und erhalten sind glücklicherweise auch einige selbständigere Abhandlungen, von denen die über die Schlüsse wohl am besten geeignet ist, uns einen Begriff von seiner Stellung als Philosoph zu geben.

Es ist durchaus das herkömmliche, was da in halb lateinischer, halb deutscher Darstellung über die kategorischen und hypothetischen Syllogismen vorgetragen wird. Nur die deutschen Beispiele sind Notkers Eigentum.

Aber das ist bündig, und mit Sauberkeit und Genauigkeit gemacht. Bei den kategorischen, oder wie es lateinisch heißt, prädikativen Syllogismen, werden drei Figuren unterschieden, die 5 Modi der vierten werden nach der ältern Weise zur ersten Figur gerechnet, die somit 9 Modi erhält, alle 3 zusammen 19. Zum Beispiel *Omne iustum honestum; Omne honestum bonum; Omne igitur iustum bonum. Aliter rectolih zimig; Al zimilih kütot; Alis reht kütot.* (Alles gerechte ist geziemend, alles geziemende ist gut, also alles gerechte ist gut.) Die Umkehrung dieses Satzes aber folgt nicht. *Si reflexim inferas, Ube du aber dia illationem misschêrist: Omne bonum iustum, Alis kütot reht, non sequitur, tas neist nieht wâr.* (Wenn du aber die Schlußfolgerung umkehrst: Alles gute ist gerecht, das folgt nicht, das ist nicht wahr.) *Sed particulariter potest inferri, Ube eines teiles mag is wâr sîn: Quoddam bonum iustum, Sumelih kütot ist reht.* (Aber partikular, zu einem Teile mag es wahr sein: Etwas Gutes ist gerecht.) In dieser Weise geht es rasch durch die 3 Figuren mit ihren 19 Modis. Weniger gut ist das Schema der konditionalen Schlüsse, zu denen 3 hypothetische im engern Sinne und vier disjunktive gerechnet werden. Es fehlt hier die klare Uebersicht, die dem einzelnen Schluß seine notwendige Stelle gibt, es fehlt jede Frage nach dem Verhältnis des hypothetischen zum disjunktiven, der dritte Modus ist eigentlich gleich dem ersten, und der siebente ist falsch. Aber es stand so bei seinen Gewährsleuten, Notker nennt Boethius und Cicero. Das zeigt also deutlich, wie ganz unselbständig Notker hier verfährt. Und so muß man sich die Frage stellen: wenn er das überkommene Schema sauber wiedergibt und passende Beispiele dazu findet, ist damit gesagt, daß er den Sinn der in dies Schema zusammengefaßten Denkoperationen auch wirklich erfaßt hat? Die Antwort auf diese Frage scheint mir recht zweifelhaft.

Notker führt z. B. folgenden Schluß an als Beispiel des zweiten konditionalen Modus: *Ube tag ist, lieht ist.* (Wenn Tag ist, ist Licht.) *Nû neist is lieht. So neist is ouh tag.* (Nun ist nicht Licht, so ist auch nicht Tag.). Sehr richtig geschlossen aus der Aufhebung der Folge, wie wir sagen, auf die Aufhebung der zureichenden Bedingung. Gelegentlich aber (Biber I 435) schließt er falsch: *Târ scientia ist, târ ist animal. Ube scientia zegât sô ist animal zegangen.* (Wo Wissenschaft, da Lebewesen. Wenn die Wissenschaft vergeht, so ist das Lebewesen vergangen.) Notker schließt hier falsch aus der Aufhebung des zureichenden Grundes auf die Aufhebung der Folge. Hat er also das Wesen dieses Schlusses doch nicht erfaßt, oder handelt es sich nur um einen zufälligen Fehler?

Merkwürdiger noch sind die Beispiele von Schlüssen, die Notker im einleitenden Abschnitt über das Wesen des Syllogismus bringt. So: *Unum est, si teutonice dicamus* (Erstes ist, wenn wir es deutsch sagen), *Sine vorderin* (Seine Vorfahren) *wâren vrî. Secundum est* (das zweite), *Tia vrîheit nehabet er verskuldet* (hat er nicht verwirkt); *Si his non contradicitur*; *Ube man des nemag felougenen* (Wenn man das nicht leugnen kann); *Sequitur* (so folgt): *Be diu* (darum) *ist ouh er vrî.* Oder ein zweites Beispiel: *Ubelis fesellin mag man wola ingelsten* (Durch einen übelen Gefellen kann man wohl zu Schaden kommen); *Hoc*

primum est. Les man mag ingelten, ten sol man mîden. Hoc secundum. Ubelin gefellin sol man birmîden. Hoc tertium ex duobus conficitur. (Dies dritte ergibt sich aus den beiden.) Und ein Drittes: Neâze dû, Nedrunche dû (du hast nicht gegessen, du hast nicht getrunken); duo sunt quae generant hoc tertium (das sind die beiden, die dies dritte hervorbringen): Sô bist tu nûechternîn. (So bist du nüchtern.) Weiter hübsch gesagt von dem Mönch: Quaeritur de quolibet, quare uxorem non ducat (Es wird von jemand gefragt, warum er keine Frau nimmt), et respondetur (und es wird geantwortet): Ubelâ newile er, Rûota nebindet er (Eine Ueble will er nicht, eine Gute findet er nicht). Haec duo conficiunt hoc tertium: ðe diu negehîit er (darum heiratet er nicht). Item: Skalch nehabet er, Diu nehabet er. Sequitur: Wes Hêrro ist er danne? (Einen Knecht hat er nicht, eine Magd hat er nicht. Wessen Herr ist er dann?) Das sollen Syllogismen sein, aber wie Notker bemerkt: *vulgares syllogismi* (gemeine Syllogismen), Die die liute ûobint. Und er fährt fort: *Et ex eis videntur quidam esse qui latine dicuntur praedicativi, alii autem qui dicuntur conditionales* (Einige unter ihnen scheinen kategorisch, andere konditional zu sein). Und damit sind für Notker diese sehr schönen Beispiele leider erledigt, und uns bleibt der Zweifel, was er wohl damit gemeint haben mag, daß er sie als Schlüsse bezeichnet, wie sie bei den Leuten üblich sind. Hat er gesehen, daß nicht alle regelrecht gebaut sind? In der Tat ist es ja so, daß nur der zweite Schluß ein vollständiger Syllogismus mit zwei Prämissen und gemeinsamem Mittelbegriff ist. Die anderen sind verkürzte Schlüsse, denen der Obersatz fehlt, während die als erstes und zweites angeführten Sätze zusammen den Untersatz ausmachen. So müßte im dritten Beispiel der zu ergänzende Obersatz etwa lauten: Wer nicht gegessen und nicht getrunken hat, ist nüchtern. Der Untersatz also umfaßt die beiden Sätze: du hast nicht gegessen und du hast nicht getrunken. Und in den andern Beispielen dürfte es noch umständlicher sein, dem Schluß die klare syllogistische Form zu geben. Notker hat das vielleicht empfunden, aber daß er ohne Unterschied eben sowohl da, wo nur eine Prämisse angegeben ist, die zufällig aus zwei Sätzen besteht, wie da, wo wirklich die beiden Prämissen vorhanden sind, ein erstes und ein zweites zählt, aus welchen beiden der Schluß als drittes folgt, das scheint doch zu beweisen, daß ihm nicht klar geworden ist, warum zwei Prämissen, nicht bloß zwei Sätze, nötig sind zum Schluß. Was also die Notwendigkeit ist, die den Schluß an die Prämissen bindet, und damit das wesentliche des Schließens, das ist Notker nicht aufgegangen, so schön er die Regeln des Schließens wieder zu geben vermag. Dagegen spricht nicht, sondern dazu stimmt sehr wohl, daß er nicht eine Erklärung des Syllogismus gibt, sondern viele, und daß er immer wieder neue Ansätze zu solchen Erklärungen macht: *Syllogismus graece, latine dicitur ratiocinatio. Teutonice autem possumus dicere gewârrahunge, vel pluribus verbis: einis tingis irrâtinî unde gewisheit bone anderên.* (Syllogismus auf griechisch, auf lateinisch *ratiocinatio*, deutsch aber können wir sagen: wahre Rechenhaft, oder mit mehreren Worten: Erraten und Gewisheit eines Dinges aus andern.) Dies Erraten kehrt oft wieder, auch

Erraten dessen, was nicht geschrieben ist, aus dem was geschrieben ist. Und daneben stehen noch ein Duzend andere Erklärungen oder auch nur Wörter, die besonders im 15. Abschnitt zusammengehäuft werden: Ube (wenn) dü cheden maht (sagen kannst), hinnân (daher) weiß ih is: ube das ist, so ist dis, sint tiu ding so, so ist tis suz, solih gedose (solche Rede) heisit syllogismus. Taz heisit redenon (Grund und Rechenschaft geben), irrâtin, chleinkoson (fein, sorgfältig reden), ersûochin, ze urteilde werfen, befinden. Von diesen und den ihnen entsprechenden lateinischen Wörtern werden dann so etwas wie etymologische Deutungen gegeben, und das ganze schließt: Taz man befindet und geeisköt (erforscht) tia wârheit, taz ist experimentum, taz ist syllogismus. Natürlich stammen diese Erklärungen, abgesehen von der Uebersetzung ins Deutsche, ebenfalls aus jener Konfursmasse der antiken Logik, merkwürdig und vielleicht charakteristisch nur, daß sich gerade die aristotelische festgeformte Erklärung nicht darunter findet, in der eben die Notwendigkeit des Schlußzusammenhanges so stark betont wird: Der Schluß ist eine Rede oder ein Gedanke, in dem, wenn etwas gesetzt ist, etwas von diesem Gesetzten Verschiedenes mit Notwendigkeit daraus folgt, daß jenes so ist. Anklänge daran, aber mit dem bekannten grammatisch-rhetorischen Einschlage, finden sich auch: *ratio-cinatio est quaedam indissolubilis oratio*, d. h. feste gedöse, unzweifelig gedöse, gelozen reda (feste geschlossene Rede) oder: *est ratiocinatio quaedam orationis catena et invicta ratio*, d. h. sigenemelih (sieghaftes) gedöse, taz man endrennen nemag (nicht trennen kann).

Es wird einem so recht deutlich, wenn man diesen nur tastenden und immer wieder erneuten Versuchen der Philosophen jener frühen Jahrhunderte folgt, wie sie sich abmühen, zu einem Verständnis zu gelangen der überlieferten abstrusen logischen Theorien, daß die Aufgabe, die sie sich stellten, oder die ihnen der geschichtliche Zufall stellte, unlösbar war. Was ihnen aus dem Altertum an Wissenschaft zugänglich war, das ist nicht ein einheitliches System, nicht eine methodisch geführte Untersuchung, wie sie die Analytiker des Aristoteles etwa oder die Platonischen Dialoge in solcher Vollkommenheit geben, sondern ein Mischmasch von Sätzen verschiedenster Herkunft und verschiedensten Sinnes, deren Vermengung im wesentlichen auf die Rhetorik, die Nebenbuhlerin der Philosophie zurückgeht. In diesem Gewirr sich zurecht zu finden, ist auch uns noch schwer, so können wir unsere Achtung dem ehrlichen Bemühen unserer Altvordern nicht versagen, aber wir müssen sie bedauern. Wie anders wären die Dinge verlaufen, wenn statt jener in der Methode so verworrenen und bei aller Vielheit des Gebotenen im Grunde doch so dürftigen Kommentare etwa eine Uebersetzung der Analytiker erhalten und dem frühen Mittelalter zugänglich gewesen wäre! Wie viel leichter hatten es die Araber, denen von Anfang an das beste zu Gebote stand, was der griechische Geist geschaffen — kein Wunder, daß sie so rasch die Führung bekamen.

Eines merkwürdigen Versuches sei noch gedacht, von dem ich vermuten möchte, daß er Notker selbst angehört, sich das Wesen des Schließens klar zu machen mit Hilfe von Begriffen aus dem Rechtsleben. Diese Dinge

und Begriffe waren den Germanen jener Jahrhunderte weit unmittelbarer, anschaulicher gegenwärtig als uns, das Gerichtsverfahren, die Rechtsprechung war eine Sache und eine wichtige Sache des Volkes selbst. Alle Syllogismen, sagt Notker, werden aus **propositiones**, das sind **p̄ietunga** (Bietungen), andere sagen: **p̄emeinunga** (Ansinnen). Und er fährt fort: Wemo bieten wir sie? Wemo bemeinen wir sie? **Utique illi, quem volumus concludere**, ten wir überwinden wellên (Wem bieten wir sie? Wem sinnen wir sie an? Doch dem, den wir überführen wollen.) Eine merkwürdige Uebersetzung von **concludere** — sollte nicht **convincere** gemeint sein? Der Gedanke wird dann benützt, die prädikativen und die konditionalen Schlüsse voneinander zu scheiden. Im prädikativen Schluß finden sich drei Sätze, von denen zwei **sumpta** heißen, feiht (zugestandene). Wes feiht? Wes **iêunga**? Zugeständnisse des Gegners. Und aus ihnen wird ein Drittes erschlossen, das **inlatio** heißt, nâhsprechunga. Von wem wird es erschlossen? **A convincente**, d. h. von **demo** überwindare. Daher heißt es weiter: Zwêne teila sint tes, ten man iihet (zum Geständnis bringt), ter dritto des iihâris. Ter **adversarius** neiehe, anderis nebindet in der iihâre (Wenn der Gegner nicht gesteht, so bindet ihn der überführende nicht). Mit tiu man in bindet, taz chumet vone sînero geiht. (Womit man ihn bindet, das kommt her aus seinem Zugeständnis). Also: an dero slehtûn sloredo (beim schlichten Schluß) teilint sih tiu **partes**. Zwei sint tes einen, das tritta des anderin. Aber mit kedingun wârrachondo hõrint alliu diu teil ze einero hant (Wenn man bedingt schließt, gehören all die Teile zu einer Hand).

Es ist ein Versuch, das tote überlieferte Schema des Schlusses mit Leben zu erfüllen, ein Versuch aber, der, so fesselnd es sein mag, hier sich Notkers Seele unmittelbarer in Tätigkeit zu denken, doch nur wieder beweist, daß ihm der logische Sinn des Schlusses, sein Wesen, fremd geblieben ist. Daher wird auch aus dem ganzen Gedanken nichts weiter gefolgert; ob ein logischer Unterschied von Notker empfunden wurde oder ob es sich nur um ein Bild handelt, bleibt im Dunkeln.

Notker als Logiker als Philosoph ist eine wenig greifbare Gestalt. Gelegentliche Bemerkungen bringen fast mehr Aufschluß über ihn, als die nur scheinbar selbständigen Abhandlungen. Wie anders, wenn wir nun die Seite seiner Tätigkeit ins Auge fassen, die ihm den Ehrennamen des Deutschen gebracht hat! Da ist eine fast unendliche Fülle des Stoffes, und da wissen wir auch aus einer glücklich bewahrten Aeußerung Notkers selbst, was er gewollt hat. Im Briefe an den Bischof von Sitten schreibt er: „Ich wollte unseren Schülern den Zugang (zu den Büchern) bereiten, und so wagte ich mich an etwas schier ungewöhnliches, daß ich versucht habe, lateinisch geschriebenes in unsere Sprache zu übertragen und (so) zu verdeutlichen, was Aristoteles oder Cicero oder ein anderer Artigraph in der Logik und Rhetorik gelehrt haben . . . Ich weiß wohl, daß Ihr zuerst zurückschrecken werdet wie vor etwas ungewohntem. Bald aber wird es Euch eingehn und Ihr werdet zum Verstehn und zur Erkenntnis kommen, wie rasch in der Muttersprache erfaßt wird, was in der fremden kaum oder nicht voll-

ständig zu verstehen wäre.“ Das ist bescheiden, aber auch sicher gesprochen. Notker weiß, daß er etwas unternimmt, was noch nicht versucht wurde. Aber es ist ihm doch etwas ganz natürliches. Seine Erfahrung als Lehrer hat ihm gezeigt, daß die eigene Sprache zu Hilfe genommen werden muß, um das in der fremden niedergelegte sich vollkommen zu eigen zu machen. Aber das einfachste natürlichste ist oft das schwierigste, und wie eingangs ausgeführt wurde, hat es besonders im deutschen Volk seine Schwierigkeiten gehabt, daß man in dieser Sache dahin kam, das natürliche auch natürlich zu finden. Wenn oben von den Humanisten gesagt wurde, daß sie in ihrer Vorliebe für das Fremde das Eigene vergaßen oder zu vergessen versuchten, wenn einer der berühmtesten Pädagogen unter ihnen erklärt, es sei ein allgemeines Uebel, daß die Kinder nicht schon mit der Muttermilch die Sprache Ciceros einsaugen, wenn allgemein von ihnen die Forderung aufgestellt wird, daß in der Schule nur Latein gesprochen werden darf, so hat es Gleichgesinnte auch vorher im Mittelalter genug gegeben, und vielleicht sind sie auch heute noch nicht ganz ausgestorben. Lamprecht hat den Begriff der Wiederbelebung der klassischen Studien, der zunächst auf eine bestimmte Zeit gemünzt war, zu einem Allgemeinbegriff erweitert, er spricht von einer Karolingischen und einer Ottonischen Renaissance, und jene Wiederaufnahme der aristotelischen Philosophie im Mittelalter, was ist sie anders als eine solche Wiederbelebung? Und auch gerade in jenen früheren Jahrhunderten sind die, die diesen Versuch machen, so befangen in der Ehrfurcht und Begeisterung für das, was ihnen vom Altertum zugänglich ist, daß sie genau wie die spätern Humanisten im Besitz dieser Schätze und der sie umschließenden Sprachform sich zu deren früheren Besitzern verwandtschaftlicher hingezogen fühlen als zum eigenen Volk. Auch in St. Gallen, der Wirkungsstätte Notkers, ist das nicht anders gewesen. Ekkehard IV., der Schüler Notkers, spricht von der Barbarei der deutschen Sprache, er findet, daß des ersten Ekkehard Walthariuslied zu viel Anklänge an den deutschen Ausdruck bewahrt hat, und nimmt sich vor, es davon zu säubern. Notker steht in der Tat allein mit seiner deutschen Philosophie und fast einsam auch mit seiner Uebertragung von Stücken der Bibel, während er in der Uebersetzung der *Consolatio* des Boethius einen berühmten Vorgänger in Alfred dem Großen gehabt hat.

Ihm aber ist es etwas durchaus natürliches, das zu tun und mit voller Hingebung und Ausdauer zu tun, worin ihm kaum einer in seiner ganzen Umgebung hilft, geschweige denn ihn recht versteht. Und ebenso natürlich fließt ihm nun die Sprache, die seine Muttersprache ist, die aber noch nie vor ihm von so abstrakten, ja abstrusen Dingen redete. Hat er nun diese Gelingenheit, Biegsamkeit, Ausdrucksfähigkeit der Sprache, wie sie zur Genüge aus den oben angeführten Beispielen erhellt, wie sie aber aus jedem Satz, den er geschrieben, uns entgegenleuchtet, hat er diese Sprache geschaffen? Schwerlich dürfte das der richtige Ausdruck sein, das Verhältnis des sprachgewaltigen Genius zur Sprache zu bezeichnen. Man braucht sich nur zu überlegen: nicht in jeder Sprache wäre das möglich gewesen, was Notker in der deutschen vollbracht hat. Diese muß lange vor ihm, das bezeugt Wulfila, schon die Fähigkeit besessen haben, kraftvoll und klar Gedanken

wiederzugeben, die von andern Völkern unter ganz andern Bedingungen in einer in Jahrhunderten aufgebauten Kultur erarbeitet waren. Darauf beruht doch im letzten und tiefsten die Möglichkeit, daß überhaupt ein frisches Volk ein abgearbeitetes in der Kulturarbeit ablösen kann. Aber wenn die Sprache wie etwas für sich bestehendes dem Einzelnen gegenübertritt, daß sie doch nicht Jedes Sinn gleich offen findet, ihm das gleiche Werkzeug wird, ist ebenso augenscheinlich. Und hierin liegt das schwer erklärliche, was wir nur bildlich umschreiben, wenn wir von der Sprache als einem Werkzeug reden, oder wie von einem Instrument, auf dem gut oder schlecht gespielt werden kann. Denn die Sprache ist doch nicht ohne den Menschen. Wir ahnen ein gewiß tausendfältig bedingtes, vom gänzlich außerhalb der Sphäre des Bewußtseins liegenden bis hinauf in die klare Region des logischen Denkens sich erstreckendes, etwas, das nicht äußerlich das Denken des Menschen wie ein Mantel oder Rahmen umfaßt, sondern sein ganzes geistiges Sein durchdringt. Müßig aber würde es sein, das hier allgemein oder gar in bezug auf Notker erklären zu wollen: nur das Ergebnis sehen wir, die geniale Leistung. Einzelnes jedoch in der Gesamterscheinung können wir wohl hoffen festzustellen. Das vorliegende Material erlaubt und fordert auf zu fragen, wie weit sich Notker seines Verhältnisses zur Sprache bewußt war, ob er rein naiv oder mit überlegter Methode arbeitete. Natürlich muß die Antwort nicht einfach für das eine oder für das andere ausfallen. Sie kann es auch nicht. Auf der einen Seite steht die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, die ganz frei dem lateinischen Text gegenüber sich natürlich auswirkt, und in völliger Ungezwungenheit mit den Wendungen und Ausdrücken wechselt, an Eindringlichkeit und auch Genauigkeit und Klarheit oft genug das Lateinische übertreffend. Und dahin gehört es, daß Notker ein und dasselbe lateinische Wort, auch wenn es ein fester wissenschaftlicher Ausdruck ist, auf mannigfaltigste Weise wiedergibt. Er braucht, das ist das einfachste, auch im deutschen Satz das lateinische Wort, so fast durchgehend die Wörter *substantia*, *species*, *genus* und ähnliche, oder er gibt eine wörtliche Uebertragung, besonders von zusammengesetztem, so in der Reihe gelihnamig, einnamig, manignamig, missenamig, die für *aequivocus*, *univocus*, *plurivocus*, *diversivocus* stehen, oder endlich, es wird ein der Bedeutung des lateinischen Wortes irgendwie, etwas bildlich, entsprechendes Wort nun zum Ausdruck seines Begriffes gemacht, oftmals auch neu gebildet durch Ableitung und Zusammensetzung, mit mannigfachen Uebergängen der Typen ineinander. So ist genammen ebenfalls eine und die gewöhnliche wörtliche Uebersetzung von *aequivocus* — fast möchte man noch mehr an das griechische *ὁμώνυμος*, *συνώνυμος* denken —, und zugleich ist es doch eine selbständigere Neubildung als etwa das gleichbedeutende gelihnamig, so wird *subjectum* zum nderen oder auch zum stüol, das nderere ist andererseits auch der untergeordnete Begriff, die *species*, das obere der übergeordnete Begriff, das *genus*, und das Prädicat das überzumber, *nōtmezōn* (genau messen) steht gelegentlich für definire, meist aber braucht Notker die lateinischen Ausdrücke *diffinitio*, *diffinire*. Das ist alles natürlich, und wenn Notker eine wunderbare

Fähigkeit hat zu urwüchsigem Neubildungen, gerade die Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Wendungen, die Unbedenklichkeit, auch das lateinische Wort beizubehalten, wie es gerade kommt, das spricht für ein noch nicht auf Methode gebrachtes Verfahren, für eine naturhafte Sprachbehandlung, die über den gerade vorliegenden Satz und Ausdruck nicht hinauszuschauen scheint.

Und doch ist das wieder, streng genommen, nicht möglich. So wenig wie ein Begriff nur für einen Satz geschaffen ist, so wenig das Wort, das doch nur durch die Bedeutung zum Wort im eigentlichen Sinne wird. Insbesondere bei den Uebersetzungen jener dritten Art, bei Neubildungen oder Neuordnungen muß doch ein Suchen und Ueberlegen angenommen werden, wenn auch das Ganze des Vorganges damit gewiß nicht beschrieben oder auch nur umschrieben ist. Da mag ihm manches blitzartig eingefallen sein, aber die Masse des von Notker herbeigeschafften Sprachgutes ist offenbar viel zu groß, um mit dieser einfachen und im Grunde doch wenig sagenden Erklärung auskommen zu können. Und nun gibt es auch einige ausgezeichnete Beispiele, wo Notker uns selbst die Uebersetzungen vorführt, die ihn geleitet haben in der Auswahl des deutschen Wortes.

Am Ende der Untersuchung über die Substanz in den Kategorien Abschnitt 32 lesen wir: „*Wio mag man diutin substantiam unde accidens? Sumelîhe chedint substantia daster ist, accidens das tarmite ist. Sumelîhe chedint substantiam bone wesenne wist, accidens mitewist. Sumelîhe chedint substantiam êht quod intelligitur iêht, d. h. aliquid, accidens mit êhte.*“ Und dann kommt eine Auseinandersetzung über die sprachliche Bildung des Wortes iêht, das gleich ein êht und gleich iowiht gesetzt wird. Also, fährt dann Notker fort, wihht, êht, iêht, wist, tas ist, bezeichnen die Substanz, am angemessensten aber sind für Substanz und Accidens die Worte wist und mitewist. Ähnlich werden dann die Begriffe *genus* und *species* behandelt, und zum Schlusse heißt es: „*Transire quoque possumus in legendo eorum interpretationem quorum patet intellectus et significatio. Maxime si eorum est laboriosa interpretatio. Sicut et latini angelos et archangelos, cherubim et seraphim, partriarchas et prophetas, quae graeca nomina sunt, in usu habent. Nec eorum alibi quam in expositionibus interpretationes legunt. Transire uberheben. In usu habent prûchent.*“

Notker teilt uns also mit, daß diese vielgebrauchten lateinischen Begriffe auf verschiedene Weise übersetzt werden, von den einen so, von andern so. Wir erfahren also von ihm selbst, daß er nicht der erste war, der solche Uebersetzungen versuchte, was ja auch durch die erhaltenen Glossen bezeugt ist. Und er verfährt nun so, daß er von den vorhandenen Ausdrücken den besten aussucht, für *substantia* das Wort wist, weil es von Wesen kommt und offenbar weil es für *accidens* dann die bequeme Uebersetzung mitewist gestattet. — Aus dieser Begründung, wie aus andern gelegentlichen Angaben möchte man schließen, daß Notker doch etwas griechisch verstanden

hat, denn wesen und wiß würden genau zu dem griechischen Ausdruck für Substanz *οὐσία* passen. Diesem Schluß steht nur sehr entgegen, was er im 16. Abschnitt der Schrift über die Schlüsse zur Erklärung des Wortes *dialectica* sagt: *Graece ipsa ars dialecticae dicitur, quod interpretatur de dictione, d. h. vone chedenne (vom Reden). Apud illos enim dia praepositio est, lecton autem dictionem significat.* (Bei den Griechen ist *dia* Präposition, *lecton* aber bezeichnet die Rede.) Notker deutet also das Wort *Dialektik*, das abgeleitet ist von einem Zeitwort sich unterreden, als eine ganz unmögliche Zusammensetzung, und irrt sich auch in der Bedeutung der Präposition, die er in dieser Zusammensetzung sucht. — Und zu dieser Ueberlegung kommt die andere, die fast so aussieht, als ob sie mehr auf das definieren und das Begriffe bilden überhaupt gemünzt sei als auf das Uebersetzen: einen Begriff nicht erklären, wenn seine Bedeutung von selbst klar ist, insbesondere, wenn es zu viel Mühe machen würde. Auch die Lateiner hätten so griechische Wörter einfach übernommen, und nur in den Erläuterungen würden sie erklärt. Das sieht fast so aus, als ob Notker damit entschuldigen wollte, warum er die von ihm eben als beste bezeichnete Uebersetzung des Wortes *Substanz* nun noch nicht angewendet hat, sondern meist bei dem lateinischen Wort geblieben ist.

Eine entsprechende Aufzählung von deutschen Ausdrücken findet sich im 24. Abschnitt der Betrachtungen, die der Kategorie der Quantität gewidmet sind: *Linea* wirdit kediutit reiþ unde zila unde rîga und strih unde durchfang. *Superficies* heißt obesihti unde uþenachtîgi. *Corpus sive solidum* mag heißen hevî und dikhî. *Si autem lit adiectivum, dicimus solidum* erhavenis, dikhis, olangis, das chît (d. h.), aleganzis, unholis, festis. Und hier nun in den mathematischen Erörterungen verwendet er wirklich die deutschen Ausdrücke, für die er sich entschieden hat, fast mit der Stetigkeit und Genauigkeit eines echten Mathematikers. War er vielleicht mehr mathematisch begabt, oder sah er hier die Notwendigkeit einer festen Terminologie deutlicher? Und es erscheint geradezu wunderbar, was hier die altdeutsche Sprache hergibt, fast möchte es scheinen, mehr als die neue! Das unstetige, die *discreta quantitas*, ist *Tiu underscheidena quantitas*, nämlich *numeros* und *oratio*, tas ist zala unde reda; das stetige das *continuum* ist *tiu sih zesamene habet*, nämlich *linea* reiþ, *superficies* obesihti, *corpus* hevî, *tempus* zît und *locus* stat. Und nun zum Belege einige Sätze, beliebig zu vermehren: *Partium numeri nullus est communis terminus ad quem copules particulas eius*: *Tiu teil dero zalo nehabint neheina gemeina marche* (die Teile der Zahl haben keine gemeinsame Grenze), *tiu siu zesamene hefte*. Also *vinviu* unde aber *vinviu zesamene nehaftênt* (wie fünf und nochmal fünf nicht zusammenhaften), *ube diu teil zêniu machônt*, d. h. *ube denarius tarûs wirdit* (wenn zehn daraus wird). Denn: *nehein gemeine marche* (keine gemeinsame Grenze) *neheftit zesamene vinviu* unde aber *vinviu, siu sint iomer gescheiden*. Aber die Linie ist stetig: *Ter reiþ habit sih aber zesamene*, wanda er mag undirstupfit werdin (denn er kann durch einen Punkt, stumpf, zerteilt werden), unde der stumpf ist tanne gemeine marche des zesewin teilis unde

des winterin (und der Punkt ist dann gemeinsame Grenze des rechten und des linken Teiles). Das ist auch in mathematischem Sinne klarer als der lateinische Satz: *Linea continuum est; potest enim sumere communem terminum ad quem particulae eius copulentur i. punctum*. Man sieht, wie völlig frei Notker übersetzt, wie willig ihm die Sprache folgt, die also gar nicht nötig hat, sich erst eine Syntax im Anschluß an das Vorbild der lateinischen Sätze zu schaffen. Denn wenn das nötig gewesen wäre, so müßte eine syntaktische Entsprechung vorliegen, und die fehlt hier wie in so vielen andern Notkerschen Sätzen.

Ein schönes Wort, dies *understupfin*, gebildet von *stupf*, einer wörtlichen Uebersetzung von *punctum*, selbst offenbar Notkersche Neubildung, und entsprechend dann *undermarchôn*, *underrißan*. Wir könnten das heute nur umschreiben: durch einen Punkt teilen, durch eine Grenze teilen, durch eine Linie teilen. Und so ist hier eine wahre Fundgrube von Begriffen, die den Mathematiker entzücken würden. Ich erwähne noch die Bildungen *georto* (einen Punkt als gemeinsames Ende habend) und *gesîto* (eine gemeinsame Seite habend). Und zum Schluß ein wichtiger Satz, dessen Inhalt natürlich nicht von Notker stammt, der aber den Mathematiker und den Sprachforscher anmuten wird in seiner bündigen altdeutschen Gestalt: *Stupf neist nehein teil des reißes, er ist echirt ort unde marcha* (der Punkt ist kein Teil der Linie, er ist nur Ende und Grenze).

Der Mathematiker und Logiker weiß, daß auf diesen Satz Leibniz großen Wert gelegt hat, dessen Name hier, wo von Begriffsbildung die Rede ist, sich naturgemäß einstellt. Denn das Ziel, das Notker zuerst unter allen Deutschen erstrebte, mehr tastend als mit bewußter Uebersetzung, in deutscher Sprache eine wissenschaftliche Terminologie zu schaffen, diese Aufgabe ist in der Leibnizischen Schule, ausgehend von Leibnizens klaren und tiefen Gedanken über Bedeutung und Wert des Wortzeichens und des Zeichens überhaupt für das Denken, mit Verständnis in Angriff genommen und durchgeführt worden so, daß wir heute rückblickend wohl sagen dürfen, wenn die deutsche Philosophie etwas geleistet hat, worin sie die ältere der andern Völker eingeholt und vielleicht überholt hat, so verdankt sie das sicher auch dem durchdachten Begriffssystem, das ihr als nachgelassenes Patengeschenk von ihrem Begründer in die Wiege gelegt wurde. Und wenn wir die Bedeutung dieser so lange verkannten Schöpfung der Nachfolger Leibnizens heute bewundernd erkennen, so wollen wir gleichzeitig auch dankbar gedenken des bescheidenen Mönches, der siebenhundert Jahre früher mit geringeren Kenntnissen und mit geringerem Erfolge, aber unzweifelhaft mit überragendem sprachlichem Feingefühl das Werk begann.

Notker wurde in seinem Kloster und darüber hinaus verehrt und wohl auch bewundert, aber er hatte keine Nachfolger in seinem Werk, selbst sein nächster Schüler zeigte kein Verständnis dafür. Freilich, wer will mit Sicherheit sagen, was sich unter der sichtbaren Oberfläche des historischen Geschehens vollzieht? Sind alle Bildungen Notkers aus der

Sprache verschwunden, ist der Gedanke selbst ganz wirkungslos geblieben? Vielleicht bringt uns die sich vertiefende Forschung oder ein glücklicher Zufall hier doch noch etwas, etwas besseres als jene voreilige Konstruierung einer Uebersetzungsschule, die sich an Notker angeschlossen haben sollte. Die hat es nicht gegeben. Notker stand allein auch am Ende seiner Laufbahn, und in Vergessenheit tauchen seine Werke, wie die wissenschaftlichen, so auch die poetischen und die biblischen. Nicht vermessen aber ist es zu sagen, wie die einen ihn zu Leibniz in Beziehung setzen, daß die andern ihm einen ehrenvollen Platz sichern neben Wulfila und Luther. Das anerkennen heißt zugleich auch den tiefsten Grund seiner Wirkungslosigkeit erkennen: was der Arianer und der Protestant vollbrachten, ihrem Volke die Bibel zu geben, das mußte dem frommen Sohne der weltumfassenden Kirche versagt bleiben.

Der tiefere Sinn der Heimatschutzbestrebungen.

Von
Gerhard Boerlin.

Der Ausdruck Heimatschutz in dem heute gebrauchten Sinne bezieht sich nicht auf die Abwehr kriegerischer Bedrohungen, wohl aber auch auf die Bekämpfung eines Feindes, der zwar ebenfalls von Außen bei uns eindringen kann, aber nur dann gefährlich ist, wenn er bei uns auf einen willfährigen Boden trifft. Es war ein feiner deutscher Musiker, Ernst Rudorff, welcher von Heimatschutz in der uns geläufigen Bedeutung gesprochen hat, indem er auf die zunehmende Verunstaltung des Landes aufmerksam machte. Ganz neu waren seine Ausführungen wohl nicht, wie ja auch die Großen an Vorhandenes anknüpfen. In England hatte sich schon früher eine Bewegung gegen das Ueberhandnehmen des Häßlichen, namentlich auf dem kunstgewerblichen Gebiete geltend gemacht; und diese Engländer, Morris, Crane und andere mögen starke Anregungen aus Japan empfangen haben, wo ja, bis auf den heutigen Tag, eine sonst unerreichte Uebereinstimmung der gesamten äußern Lebensgestaltung mit der ganzen Landschaft und Natur herrscht.

Auch bei uns waren schon vor Jahren Stimmen des Verdrusses und des Hohnes über den Gang der äußern Entwicklung unseres Landes laut geworden. Erinnerung sei an das dafür schlechtthin klassische Gedicht Gottfried Kellers: „Die Rakeburg will Großstadt werden“. Erst das Jahr 1905 führte eine Zusammenschließung von Gleichgesinnten herbei und zur Gründung der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz. Den äußern Anstoß gaben zwei Angriffe auf den bisherigen Zustand: einmal im Wallis, wo die Pierre des Marmettes, ein gewaltiger erratischer Felsblock in den Neben oberhalb von Monthey zur Ausbeutung als Steinbruch verkauft werden sollte. Und dann der Abbruch der alten Turnschanze in Solothurn